

Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herald“ zu No. 38, Jahrgang 16.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebraska, den 29. Mai 1896.

Ferrileton.

Dönninghausen.

Roman von L. v. Glümer

(Fortsetzung.)

Unwillkürlich hatte Johanna, die neben Tante Thella unter dem großen Weihnachtsbaum stand, die Hände gefaltet; die Erinnerung an vergangene Jahre drang ihr zum Herzen, aber als sie sich zur Seite wendete, die aufsteigenden Thränen zu trocknen, begegnete ihr Blick den auf sie gerichteten Augen Wetter Otto's. Er war im Lauf des Nachmittags angekommen, hatte sie noch nicht gesehen und grüßte mit leichtem Kopfschütteln. Sie dankte, und jenes seltsame, aus Scheu und Zutrauen gemischte Gefühl, das sie bei der ersten Begegnung gehabt hatte, erwachte auch jetzt wieder.

Neben Otto stand Magelone nixenhafter als je in ihrem langen, anscheinenden, blaßgrünen Seidenkleide, mit dem süßen Lächeln und den flimmernden Augen.

„Ob Otto's Gegenwart ihr diese strahlende Schönheit gibt? — Wertwärtig, daß Großpapa nicht darauf gekommen ist, diese beiden für einander zu bestimmen.“ dachte Johanna.

Der Chor war zu Ende; der Freiherr wurde aus dem Nebenzimmer hereingerollt; die Lebigen drängten nach, und bald ertönte der Jubel der Kleinen, und die Arnen stammelten ihren schwüchernen Dant, während Hildegard und Hedwig von ihren reichen Geschenken neugierig misgünstige Blicke auf ein Maroquinstückchen warfen, das der Freiherr Johanna übergab.

„Mach' auf, Kind,“ sagte er; sie gehorchte; ein altmodischer Schmuck von Rubinen und Brillanten bligte ihr von dem vergilbten Atlasgrunde entgegen. „Deiner Großmutter Brauttschmuck, deiner Mutter Erbtheil,“ fügte der Freiherr hinzu.

Die Schwestern wechselten einen Blick der Entrüstung. Johanna küßte des Großvaters Hand.

„Ich danke dir — das Doppelländchen soll mir werth sein,“ sagte sie und schloß das Kästchen. In diesem Augenblick trat Otto zu ihr.

„Endlich, liebe Johanna,“ sagte er und reichte ihr die Hand. „Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen.“

„Sie!“ rief der Freiherr. „Junge, bist du nicht klug? — Deines Vaters Schwesterstochter wird du genannt.“

„Gern, wenn ich darf.“ erlaubte es, liebe Johanna?“ sagte Otto, umarmte sie und gab ihr einen verwandtschaftlichen Kuß. Erglühend machte sie sich von ihm los; er sah ihr mit einem triumphirenden Blick in die Augen, der aber gleich wieder verschwand.

„Auf gute Freundschaft!“ sagte er in ernstem Ton, und dann kamen die Kinder herbei und trennten sie. Dem Freiherrn wurde ein Telegramm gebracht; mit finsterner Miene überflog er den Inhalt.

„Wie unangenehm!“ rief er, „da meldest mir Waldemar, daß er dringender Geschäfte wegen erst Schwelger kommen kann. Gerade diesmal stört mich das sehr.“

„Mich freut's,“ sagte Magelone leise zu Johanna. „Es ist wenigstens eine Galgenfrist für mich. Die Verlobung des künftigen Familienhauptes kann natürlich erst declarirt werden, wenn alle Angehörigen des hohen Geschlechts versammelt sind.“

Johanna sah sie kopfschüttelnd an. „Es kommt nicht zu der Verlobung,“ sagte sie; „Dito giebt es nicht zu.“

„Dito . . . warum meinst du das?“ fragte Magelone. „Du hast uns kaum zusammen gesehen.“

„Lange genug, um zu erkennen, wie er dir huldbig.“

„Galanterie, Kind, weiter nichts!“ sagte Magelone. „Bedenke doch: er hat Schulden, ich habe nichts, und wir sind Beide vernünftige Leute.“

Mit diesen Worten flatterte sie da-

von, zu ihren Geschenken; im nächsten Moment war Dito an ihrer Seite.

„Darf ich dich zu Tisch führen?“ fragte er. Sie schüttelte den Kopf.

„Das ist jetzt Johann Leopold's Privilegium oder Aufgabe — wie glaubst du, daß er es ansieht?“

„Kannst du fragen?“ rief Otto. „Er verfolgt dich ja mit wahren Othello-lobkudeln!“

„Wie poetisch . . . ich sehe nur seine gewöhnlichen melancholischen Klatschungen,“ sagte Magelone. „Er starrt mich an, aber ob er mich sieht, ist die Frage. Andere dagegen sehen um so mehr . . . mit einander totetitteln . . .“

„Könetten!“ fiel Otto ein. „Wie kannst du meine tiefe, ernste Empfindung . . .“

„O still! rief Magelone. „Du kennst Großpapas Absichten; Johann Leopold's Braut darf bergleichen nicht anhören . . . du solltest Johanna den Hof machen.“

„Meine Herrin beliebt zu scherzen,“ sagte Otto, indem er sich lächelnd verbeugte.

„Durchaus nicht,“ antwortete Magelone; „ich befehle vielmehr meinem Schloven sein schönes Talent in dieser Weise nutzbar zu machen.“

Er verbeugte sich wieder.

„Dem Befehl habe ich zu gehorchen,“ sagte er. „Mebrigens wird mir das nicht schwer werden, Cousine Johanna hat sich auffallend embekürrt.“

Magelone sah mit schnellem Blick von ihm zu Johanna hinüber.

„Du hast Recht; es ist etwas Farbe und Leben in das blaße Wesen gekommen,“ gab sie zur Antwort, und in Gedanken fügte sie hinzu: „Ob er mich eifersüchtig machen will? — Das soll ihm nicht gelingen.“

Trotz dieser Zuversicht konnte sie sich einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren, als sie bald darauf an Johann Leopold's Seite bei Tisch saß und beobachtete, mit welcher Besessenheit Otto, der Johanna's Nachbar war, seine Aufgabe erfüllte, und wie Johanna's Augen leuchteten, während sie sich mit dem Vetter unterhielt. Hätte Magelone wenigstens Vergeltung üben können! Aber vergebens versicherte sie Worte, Blicke und Lächeln; Johann Leopold blieb einsilbig wie immer.

Nach Tisch, im Wohnzimmer, kam Dito zu Magelone, als sie sich eben mit Tante Thella und den Cousinen an's Kammerfeuer setzen wollte.

„Nicht dorthin,“ bat er, „komm' an den Flügel — ich habe dich so lange nicht spielen hören.“

„Berlorene Liebeshühn,“ gab sie langsam zur Antwort, während sie in dem zum Hinterrunde des Zimmers folgende. „Du wirst mich nie überzeugen, daß du dich für Musik interessirst.“

„Hast wohl je gewußt, was ich spielte?“

„Wenn ich es nicht wußte, war es deine Schuld,“ sagte er. „Wie soll ich, wenn mich deine Schönheit bezaubert, für Anderes Sinn haben, holde Nixe?“

„Falsch, falsch! Nixen bezaubern ja hauptsächlich durch ihr Singen,“ fiel sie nedisch ein, indem sie sich an den Flügel setzte und einige Akkorde anschlug. „Nun, mein Herr Musikenthusiast, was wollen Sie hören?“

„Spiele nur: was ist gleichgiltig.“

„Diesen Herbst hattest du ja eine Passion für Chopin . . . weißt du das nicht mehr? — erkennst du deinen Liebling nicht mehr?“

Sie begann zu spielen. Otto sah neben ihr und wendete wenn sie das gewohnte Zeichen gab, die Notenblätter um. So oft er sich dazu verbeugte, küßte sie mit leisem Schauer seinen Athem über ihren Nacken Pfeifen und zuweilen flüsterte er, kaum hörbar ein scherzhaftes Wort, aus dem es wie verhaltene Leidenschaft hervorklang.

„Ob er ebenso mit Johanna verkehrt?“ fragte sie sich selbst. „Unmöglich!“ antwortete ihre Eitelkeit, und die Berceuse, die sie eben spielte, nahm den Charakter eines Siegesmarsches an.

Weniger harmonisch war die Stimmung der Gruppe am Kamin. Der Freiherr hatte sich gleich nach Tisch zurückgezogen; die Brüder Willdenhahn und Johann Leopold standen, in ein politisches Gespräch vertieft, fern ge-

nug, um nicht zu hören, was die Damen sprachen; so erleichterte denn Hildegard ihr bedrücktes Herz, indem sie dem Unwillen über Johanna's Stellung in der Familie Worte gab.

„Daß sich Großpapa der bettelarmen Witwe annehmen mußte, verstand sich — da sie ja leider gewissermaßen zur Verwandtschaft gehörte, von selbst; aber brauchte er sie wohl als eine Gleichberechtigte zu behandeln? Das war nicht nur eine Beeinträchtigung der übrigen Familienglieder — für Johanna selbst war es ein Unglück.“

Sie verlor dadurch den rechten Standpunkt, gewöhnte sich an die Ansprüche, die später nicht mehr erfüllt werden konnten, und verzerrte sich durch Hochmuth das Wohlwollen der Verwandten, von denen sie nach Großpapas Tode abhängig wurde.“

„Ich glaube nicht, daß sie das wird,“ warf Tante Thella ein, deren bisherige sanfte Vertheidigungsversuche ungehört in Hildegard's Redestrom verlungen waren. „Mein Bruder wird sicherlich für Johanna sorgen.“

„Das glaube ich auch,“ rief Hedwig, „und ich wundere mich, Hildegard, daß Du Dir das nicht selbst gesagt hast. Nachdem ihr Großpapa den kostbaren Schmuck gegeben . . .“

„Ja, der Schmuck!“ fiel Hildegard ein. „Bei aller Vorliebe für das Mädchen wirst Du doch zugeben müssen, liebe Tante, daß ihr Großmamas Brauttschmuck nicht zukommt. Sie kann geradezu nichts damit anfangen, kann ihn nie gebrauchen. In die Gesellschaft gehört sie einmal nicht. Selbst Großpapa würde sich vergeblich bemühen, die Komödiantentochter durchzusetzen.“

Hildegard sprach den letzten Satz absichtlich mit gehobener Stimme, denn eben tam Johanna, die in gewohnter Weise am Sophatisch den Kaffee bereite, mit der ersten Tasse für Tante Thella herbei. Das Jittern ihrer Hand verrieth, daß sie die hämischen Worte gehört hatte, und mit triumphirendem Blick sah ihr Hildegard nach, während sie an den Kaffeetisch zurückkehrte.

Aber auch Johann Leopold hatte den Vorgang bemerkt und tam Johanna zu Hilfe.

„Liebe Magelone,“ sagte er, an den Flügel tretend — die Berceuse war eben zu Ende und Otto sprach seine Bemerkung für Spiel und Spielende aus — „Liebe Magelone, du könntest heute einmal wieder Kaffeespenden sein.“

Johanna hat sich bei den Vorbereitungen für die Bescherung angestrengt; sie sieht zum Erbarmen blaß und müde aus.“

Magelone war folgende bereit.

„Johann Leopold eifersüchtig — das ist reizend!“ sagte sie zu sich selbst, und laut fügte sie hinzu: „Wirklich, liebe Johanna, du siehst leidend aus. Setze dich in die Sophaede, ich besorge dein Amt.“

„Ich will mich lieber still zurückziehen,“ antwortete Johanna, drückte ihr und Johann Leopold, dessen Absicht sie verstanden hatte, die Hand und huschte, wie sie glaubte, von den Lebigen unbenutzt, aus dem Zimmer. Aber im Gange tam ihr Otto nach.

„Liebe Johanna,“ sagte er, „hier ist ein kleiner Weihnachtsgruß, der nicht in den Freudenjubil paßt. Warte mit dem Ansehen, bis du in deinem Zimmer bist . . . Aber ehe du gehst, möchte ich über dein Befinden beruhigt sein.“

Bei diesen Worten sah er ihr mit dem Blick in die Augen, der sie immer in Verwirrung brachte.

„Es ist nichts . . . morgen ist Magelone wieder gut!“ sammelte sie, nahm mechanisch ein Päckchen, das er ihr reichte, und eilte, während er in's Wohnzimmer zurückkehrte, die Treppe hinauf in ihr Gemach.

Warum ihr wohl das Herz so ungestüm schlug? — die zitternden Hände waren kaum im Stande, Licht anzuzünden; aber als es geschehen war, und Johanna Otto's Weihnachtsgeschenk enthüllte, sagte sie sich, daß es eine Ahnung gewesen, die ihr Herz bewegte. Ein kleines Medaillonporträt des Vaters — einem bekannten Lebensgroßen Relief nachgebildet — war es, was ihr Otto eingehändigt hatte. Sie stellte das Bildchen unter die Lampe und sah

davor, in Anshauen versunken. Was hätte sie darum gegeben, Otto jetzt gleich aus vollem Herzen zu danken und mit ihm von dem Verstorbene sprechen zu können, den er gekannt und verehrt hatte! Wie Otto der Erste gewesen war, der ihr — nachdem das alte Leben zusammengebrochen — an der Schwelle des neuen Willkommen gesagt, so war er auch der Einzige in Johanna's jetziger Umgebung, der ihre Liebe und Verehrung für den Vater begriff.

Als sie ihn am folgenden Morgen im Frühstückszimmer begrüßte, sagten ihm Blick und Ton noch wärmer als ihre Worte, welche Freude er ihr durch sein kleines Geschenk bereitet hatte.

„Ich wußte, daß es dir lieb sein würde,“ gab er einfach zur Antwort, indem er sie zum Frühstückstisch führte, und obwohl hier nicht mehr von dem Bild die Rede sein konnte, behielt ihre Unterhaltung etwas herzlich Vertrauliches.

Hildegard beobachtete die Beiden mit unwilligen Blicken; sie ließen sich nicht hören, und so hielt es die besorgte Schwester endlich für gerathen, Otto merklich zu machen, daß er seine Aufmerksamkeit an eine Unberedigte verschwenke. Die Frage des Freiherrn, ob der schöne Wintertag nicht zu einer Schlittenfahrt benützt werden solle, gab ihr Gelegenheit, ihren Streich zu führen.

„Ja, lieber Großpapa, eine Schlittenfahrt wäre herrlich,“ sagte sie. „Nur möchte ich vorschlagen, daß wir einen Besuch damit verbanden. Meint Ihr nicht,“ fuhr sie im Kreise herumblüden, fort, „daß es gut wäre, endlich einmal bei Klausenburg's vorzusprechen? Wenn die Kirche aus ist, können uns die Schlitten abholen, dann sind wir zum zweiten Frühstüd wieder hier.“

„Werden wir Alle Platz haben?“ fragte Hedwig.

„Ganz bequem,“ antwortete Hildegard. „Im kleinen Schlitten sitzt Magelone mit Johann Leopold und Eduard fährt sie, und im großen Schlitten, den Karl fuhschirt, fahren Tante Thella, wir Beiden und Otto.“

„Ich werde meinen Platz an Johanna abtreten,“ sagte Tante Thella. Johanna wollte erklären, daß sie lieber zu Hause hießen würde; Hildegard ließ ihr nicht Zeit dazu.

„Johanna zu Klausenburg's? rief sie. „Das geht nicht — ich hätte wenigstens nicht den Muth, sie dort einzuführen.“

„Sei ruhig, das ist meine Sache!“ fiel der Freiherr ein und seine Augen bligten die Sprecherin an. „Neujahr geben wir unfer herkömmliches Diner, dabei werde ich meine Enkelin der Nachbarschaft vorstellen, und ich gebe dir mein Wort, daß sie die Aufnahme finden soll, die ich für sie verlange. — Christian, in mein Zimmer.“

Der Diener sollte den alten Herrn hinaus. Alle erhoben sich. Johann Leopold trat zu Johanna und begann ein gleichgiltiges Gespräch, auf das sie halb unbewußt einging. Hedwig flüsterte der finsteren Winkshauenden Schwester schadenfroh zu: „Das war ungeschickt!“ — Otto fragte seinen Schwager Karl, ob er Hildegard solche Lattlosigkeit hingehen lasse? — wozuf dieser stumm die Achseln zuckte, und Tante Thella suchte der peinlichen Situation durch die Mahnung ein Ende zu machen, daß es hohe Zeit sei, sich zum Kirchgang zu rüsten.

„Komm, wir gehen zusammen!“ sagte Magelone, hing sich an Johanna's Arm und zog sie zur Thüre hinaus. „Ich bitte dich, mache nicht solch trauriges Gesicht,“ fuhr sie fort. „Kümmere dich nicht um die hochmüthige Nixe; du weißt, wie lieb wir Anderen dich haben.“

Johanna drückte Magelonens Arm und ging stumm mit ihr die Treppe hinauf; erst an ihrer Thüre sagte sie: „Du mußt heute ohne mich in die Kirche gehen; ich kann nicht anständig sein, nach dem was geschehen ist.“

„O Johanna, wir sollen nicht nachtragen — sei gut, komm' mit,“ bat Magelone; aber mit einem entschiedenen: „Ich kann nicht!“ machte sich Johanna von ihr los und trat in ihr Zimmer.

Sie schaute sich auszusprechen, daß es weniger Hildegard's Feindseligkeit war, die sie bedrückte, als das Bewußtsein, in einen Gesellschaftskreis eintreten zu müssen, in dem sie als unberechtig angesehen wurde.

„Wenn ich fort könnte!“ dachte sie, indem sie ans Fenster trat und in die sonnige Winterlandschaft hinausah. „Ja, fort, fort, und wenn nur auf eine Stunde!“ rief sie aus, küßte sich in Mantel und Kapuze, eilte, von dem fröhlich bellenden Goldhund begleitet, durch den Park in's Freie und schlug den Pfad ein, der oberhalb des Dorfes in den Wald führt.

In der frischen Winterluft wurde ihr leichter zu Muth. Immer rascher stieg sie aufwärts unter den verschneiten, von Sonnenfunken durchblitzten, leise wehenden Wispeln, von denen der schimmernde Schneestaub knisternd auf sie nieder rieselte. Erst der Anblick des Försterhauses, dessen Fenster ihr in der Morgenfonne entgegen funkelten, machte sie an den Heimweg.

Aber da sie einmal hier war, wollte sie sich nach Johann Leopold's Schilling erkundigen. Von der hellen Hunderhaare begrüßt und begleitet, ging sie der Thüre zu, als dicht am Hause ein Mädchen in ärmllicher Kleidung, mit einem Tuche um Kopf und Schultern, aus dem Dicht hervor kam. Gebückt suchte die schwächliche Gestalt unter den Fenstern hin, öffnete leise die Hausthür und schlüpfte hinein.

Johanna ging ihr nach. Das Mädchen trat an die Kammerthür der Wohnstube gegenüber, und legte die kleine, von Frost geröthete Hand auf die Klinke.

„Jakob!“ flüsterte sie, indem sie vorsichtig zu öffnen versuchte. Aber in demselben Augenblick wurde die Wohnstube geöffnet und die Försterin im schwarzen Kleide und weißbeibender Haube, in der Hand das aufgeschlagene Gesangbuch in dem sie eben gelesen hatte, tam heraus.

„Christine!“ rief sie halbblut mit zornigem Ton und stürzte, ohne Johanna zu beachten, auf die Verhüllte zu. „Christine, du unterstehst dich . . . den Augenblick mach', daß du fortkommst. Dabei suchte sie das Mädchen von der Thüre wegzudrängen, aber die kleine Hand hielt die Klinge fest.

„Um Gottes Willen,“ bat eine schüchterne Stimme, „nur ein Wort lassen Sie mich dem Jakob sagen.“

„Nichts da!“ fiel die Försterin ein; „du gehst, sage ich dir!“ und sie erhob das Buch wie zum Schlage.

„Frau Försterin!“ schrie Johanna auf, indem sie an die Beiden herantrat. Sie wendeten sich um; aus der zurückgefallenen Kopfhülle des Mädchens starrte ein junges, bleiches Gesicht mit großen, dunklen, verweinten Augen hervor, während die Festigkeit der Försterin schnell einer unterthänigen Höflichkeit wich.

„O gnädiges Fräulein!“ rief sie und kniete, „nehmen Sie's ja nicht übel! — Ich thue sonst keinem Kinde was zu Leide, aber die Christine ist eine unverschämte Creatur, die nicht aufhört, den Jakob zu molestiren.“

„Ich ihn molestiren?“ fiel das Mädchen ein. „Ich habe ja, seit das Unglück geschehen ist, nicht einmal zu ihm gedurft. Seien Sie barmherzig, lassen Sie mich Abschied von ihm nehmen. Ich gehe heute nach Overtoba . . . aber ich kann nicht so fort.“ Sie brach in Thränen aus.

„Frau Försterin, lassen Sie sich erweichen,“ bat Johanna; das arme Mädchen . . .“

„O gnädiges Fräulein, verschwenden Sie Ihr Mitleid nicht!“ fiel die Försterin hämisch ein. „Die Christine ist bei all' ihrer Jugend ein schlechtes, durchtriebenes Geschöpf. Sie hat ein Kind gehabt und will den Jakob zwingen, sie zu heirathen; er mag aber nichts mehr von ihr wissen.“

„Der Jakob nichts mehr von mir wissen? — Das ist nicht wahr!“ rief Christine. „Er läßt nicht von mir, wie ich nicht von ihm lasse. Und wie lieb hat er das Kind gehabt . . . und nun weiß er noch nicht einmal, daß es gestorben ist . . . das muß ich ihm sagen . . .“ Sie verhüllte das Gesicht und schluchzte laut.

„Wie können Sie bei dem Jammer so hartberzig sein!“ sagte Johanna. „Sie müssen das Mädchen mit dem Kranten sprechen lassen.“

„Damit sie ihn vollends krank macht mit ihrem Lamento,“ fiel die Försterin ein. „Wenn ihn die Christine so lieb hat, wie sie immer behauptet, mag sie ihm doch das Gewinsel ersparen. Was soll's denn auch? — es ist ja ein Glück, daß ihr unser Herrgott das Sünderkind wieder abgenommen hat.“

„Frau Försterin!“ rief Johanna empört, und Christine, die leichenblaß geworden war, zog das Tuch über den Kopf und ging stumm zum Hause hinaus.

„Gnädiges Fräulein, wenn Sie wußten! — Haben Sie doch die Gewogenheit, näher zu treten, lassen Sie sich erzählen,“ bat die Försterin, die wieder ganz Lächeln und Unterthänigkeit war; aber Johanna machte sich von ihr los und ging Christine nach.

Wie gesagt lief das Mädchen den Waldweg hinunter; plötzlich schienen sie die Kräfte zu verlassen, und sie mußte sich an nächsten Baume halten.

Johanna eilte zu ihr.

„Wo sind Sie zu Hause? — ich werde Sie hinführen,“ sagte sie freundlich.

„Zu Hause — nirgends!“ antwortete das Mädchen mit irrem Blick. „Mein Bruder hat mir die Thüre gewiesen und zum Jakob soll ich nicht. — Die Schwester sagt, ich wäre zu schlecht für den Jakob; mein Bruder meint, der Jakob wäre zu schlecht für mich — du lieber Himmel! wenn wir Beide so sind, gehören wir ja erst recht zu einander.“

Die tiefe Bitterkeit dieser Worte stand in solchem Widerspruch zu den kindlich weichen Zügen des Mädchens, daß Johanna's Theilnahme immer größer wurde. Sie nahm ihren Arm und suchte die schwächliche, zitternde Gestalt zu führen während sie langsam mit ihr abwärts ging. Nach einer Weile sagte Christine:

„Sie sind so gut, gnädiges Fräulein — der Herr Förster Krüger hat mir das schon gesagt . . . er ist viel besser gegen mich als seine Frau.“

„Was hat die Försterin gegen Sie?“ fragte Johanna.

„Anfangs kann's nur gewesen sein, daß ich arm bin und von geringem Stande,“ antwortete das Mädchen. „Mein Vater ist freilich nur Kubhirt gewesen, und der Jakob ist ein Pächtersohn. Aber trotzdem hat er mich heirathen wollen, und wenn das die Anderen zugegeben hätten, stände es heute anders mit mir.“

„Wer sind die Anderen?“ fragte Johanna wieder.

„Am meisten hat die Försterin dagegen gehabt,“ antwortete Christine. „Sie hat sich hinter meinen Vormund und meinen Bruder gestedt, und die haben mir verboten, mit dem Jakob zu gehen. So haben wir heimlich zusammenkommen müssen, denn er hat nicht von mir lassen können und ich nicht von ihm . . . und da ist geschehen, was nicht hätte sein sollen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Einladungen.

Der berühmte englische Schriftsteller Warren war ein großer Kenonist und prahlte gern mit seinen Bekanntschaften. So erzählte er eines Tages einem Freunde, dem diese kleine Schwäche bekannt war, er wäre auf den nächsten Tag beim Lord-Großkanzler zu Mittag eingeladen.

„Ich ja auch,“ versetzte der Andere, „da werden wir uns also treffen.“

„Ja, aber ich gehe nicht hin,“ versetzte Warren, „ich habe etwas Anderes vor.“

„D, das thut mir leid, und der Lord-Großkanzler wird es auch bedauern; ich werde Dich bei ihm entschuldigen,“ sagte der so in die Fuge getriebene Warren verlegen.

„Warum nicht? Das muß man doch thun; gewiß werd' ich es ihm sagen.“

„Nun, da will ich aufrichtig gestehen, ich habe geschert, der Lord-Großkanzler hat mich ja gar nicht eingeladen.“

„Wird ja auch nicht, ich habe auch nur gepaßt,“ versetzte darauf der Andere.